

Dieter Kimpel (Hg.)

Mehrsprachigkeit in der deutschen
Aufklärung



Studien zum
achtzehnten Jahrhundert
Band 5

STUDIEN ZUM ACHTZEHNEN JAHRHUNDERT
Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft
für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts
Band 5

FELIX MEINER VERLAG · HAMBURG

MEHRSPRACHIGKEIT IN DER DEUTSCHEN AUFKLÄRUNG

Herausgegeben von Dieter Kimpel

FELIX MEINER VERLAG · HAMBURG

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind. Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <<http://portal.dnb.de>> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-0624-4

ISBN E-Book: 978-3-7873-3051-5

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1985. Alle Rechte vorbehalten.
Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany. www.meiner.de

Inhalt

Vorwort	VII
<i>Dieter Kimpel</i> (Frankfurt am Main)	
Zur Einführung	1
<i>Helmut Henne</i> (Braunschweig)	
Innere Mehrsprachigkeit im späten 18. Jahrhundert	
Argumente für eine pragmatische Sprachgeschichte	14
<i>Georg Objartel</i> (Braunschweig)	
Studentische Kommunikationsstile im späteren 18. Jahrhundert	28
<i>Wilfried Seibicke</i> (Heidelberg)	
Von Christian Wolff zu Johann Beckmann	
Fachsprache im 18. Jahrhundert	42
<i>Horst Dieter Schlosser</i> (Frankfurt am Main)	
Sprachnorm und regionale Differenz im Rahmen der Kontroverse	
zwischen Gottsched und Bodmer/Breitinger	52
<i>Jürgen Wilke</i> (Mainz)	
Zeitungssprache und Zeitungslexika im 17. und 18. Jahrhundert	69
<i>Alan Kirkness</i> (Mannheim)	
Sprachreinheit und Sprachreinigung in der Spätaufklärung	
Die Fremdwortfrage von Adelung bis Campe, vor allem in der	
Bildungs- und Wissenschaftssprache	85
<i>Joachim Gessinger</i> (Berlin)	
Das Fremdsprachenproblem im Unterricht an den Schulen	105
<i>Günter Häntzschel</i> (München)	
Die Ausbildung der deutschen Literatursprache des 18. Jahrhunderts	
durch Übersetzungen. Homer-Verdeutschungen als produktive Kraft	117
<i>Bernd Spillner</i> (Duisburg)	
Französische Grammatik und französischer Fremdsprachenunterricht im	
18. Jahrhundert	133
<i>Edgar Mass</i> (Köln)	
Die französische Presse im Deutschland des 18. Jahrhunderts	
Köln, ein unrepräsentatives Beispiel	156

<i>Bernhard Fabian</i> (Münster)	
Englisch als neue Fremdsprache des 18. Jahrhunderts	178
<i>Jürgen Klein</i> (Siegen)	
Ansätze zur Begründung einer allgemeinen Wissenschaftssprache bei Thomas Hobbes, John Locke und Johann Heinrich Lambert	197
<i>Dieter Cherubim</i> (Braunschweig)	
Sprachgeschichtliches Resümee der Tagung: Würdigung und Kritik	222
Namenverzeichnis	233

Vorwort

Der vorliegende fünfte Band der »Studien zum 18. Jahrhundert« enthält Vorträge, die aus Anlaß der sechsten Jahrestagung der »Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts« vom 18. bis 20. November 1981 in der Herzog August Bibliothek zu Wolfenbüttel unter dem Arbeitstitel »Sprachen im 18. Jahrhundert« gehalten und diskutiert worden sind. Die Beiträge von Alan Kirkness und Jürgen Klein waren für die Veranstaltung zwar vorgesehen, konnten aber wegen Unabkömlichkeit der beiden Autoren an Ort und Stelle nicht verhandelt werden. Das Resümee von Dieter Cherubim am Ende des Bandes vereinigt gleichwohl alle dreizehn Aufsätze, nicht der Programmfolge, sondern dem inneren Verlauf des gelehrten Gesprächs entsprechend, zur Gesamtvorstellung eines ergiebigen Forschungsfeldes, das nun mit der Überschrift »Mehrsprachigkeit in der deutschen Aufklärung« präziser gekennzeichnet ist.

Als Herausgeber möchte ich zunächst den Referenten und allen Teilnehmern für eine anregend gehaltvolle und nicht minder gesellige Tagung danken; den Herren des Vorstands, besonders Rudolf Vierhaus, dem derzeitigen Präsidenten der »Deutschen Gesellschaft« sowie deren Sekretär Gotthardt Frühsorge für die umfassende Hilfe bei der Organisation und Durchführung. Wertvolle Hinweise von Helmut Henne sind in die Programmgestaltung eingegangen. – Allen Beteiligten ist klar, daß die Planung und Publizierung von Kongressen oder Symposien dieser Art ohne die großzügige materielle Unterstützung durch gemeinnützige Verbände undenkbar wäre: wir verdanken sie dem »Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft« sowie dem Förderungs- und Beihilfefonds Wissenschaft der »VG Wort«.

Wer jemals Gast der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel und ihres Direktors, Paul Raabe, gewesen ist, der weiß den *genius loci* zu schätzen, der den vielfältigen Initiativen dieses Hauses die unerschöpfliche Frische, den Witz und die Urbanität verleiht. Auch diesmal haben wir diese Tugenden des wissenschaftlichen Umgangs wieder dankbar erfahren.

Dieter Kimpel

Dieter Kimpel (Frankfurt am Main)

Zur Einführung

Das so unverfänglich formulierte Rahmenthema dieser sechsten Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft enthält systematische und historische Problemaspekte, deren Bedeutung für die deutsche Aufklärung ich einleitend andeuten möchte. Das geschieht auch in der Hoffnung, die Programmankündigung durchsichtig zu machen auf gewisse Differenzierungs- und Auswahlkriterien hin, von denen die Planung zwar ausgegangen ist, die aber nun – nicht zuletzt aus Gründen themenspezifischer Komplexität – der gedruckten Vortragsfolge kaum noch anzusehen sind.

Der Epoche von Descartes bis Kant gelingt nicht nur am Leitfaden der Erkenntnistheorie die Entfaltung neuzeitlicher Subjekt- oder Reflexionsphilosophie. Im Horizont des transzentalistischen Gedankengangs um *quaestio facti* und *quaestio juris* ist zugleich die Frage nach dem Vermittlungscharakter der Erfahrung unabweisbar gestellt, liegt der Hinweis auf Sprachlichkeit als der spezifischen Form menschlicher Weltaneignung nahe. Seit Leibniz steht dieser Problemzusammenhang von Erkenntniskritik und Sprachkritik auf einem methodischen Niveau für die deutsche Aufklärung zur Diskussion. Und zwar innerhalb der *ars combinatoria* vom Grundgedanken der Universalcharakteristika aus in logisch analytischer Fassung: »Bei derselben Gelegenheit fiel es mir ein, daß Begriffe, wenn man sie richtig auflöst und in Ordnung bringt, durch Zahlen dargestellt werden können, und ich sah, daß dann so behandelte Wahrheiten, soweit sie von der Vernunft abhängen, durch Rechnung prüfbar sein können.«¹ Darüber hinaus exponiert Leibniz das Verhältnis von Erkenntniskritik und Sprachkritik innerhalb des Entwurfs der Monadologie vom Repräsentationsbegriff aus in vordialektisch ganzheitlicher Fassung: »Es ist bekannt, daß die Sprache ein Spiegel des Verstandes ist, und daß die Völker, wenn sie den Verstand hoch schwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben.«²

Wissenschaftstheoretische Versuche der Gegenwart, die Leibniz zu ihrem Vorfänger oder allgemein zum Ahnherrn der formalen Linguistik erklären, übersehen, daß sein Lieblingsgedanke der *scientia generalis* als ein Teil der *ars inveniendi*, der Erfindungskunst, zu gelten hat, die wiederum das den vernünftigen Seelen im physikalischen und moralischen Bereich menschenmögliche Begreifen methodisch absichern soll. Insoweit also gehören die beiden von mir als logisch analytisch und ganzheitlich bezeichneten Fassungen des Verhältnisses von Erkenntniskritik und Sprachkritik bei Leibniz zusammen. Und doch sind sie im 18. Jahrhundert durch Christian Wolff sowie durch dessen Anhänger und Kritiker verschieden stark gewichtet, jedenfalls zeitlich aufeinander folgend und gegeneinander ausgespielt, rezipiert worden. Der Vorgang ist für die deutsche Sprach-

geschichte des 18. Jahrhunderts nach verschiedenen Seiten hin praktisch folgenreich; ich komme darauf zurück.

Zunächst bleibt festzuhalten, daß Leibniz mit seinen *Unvorgreiflichen Gedanken* zur Sprachpflege des Deutschen bestimmte historische Sachverhalte anspricht. Aufgrund der im Westfälischen Frieden zu Osnabrück festgeschriebenen »ständischen Libertät«, des zugestandenen Vorrangs der Territorialstaatlichkeit, der damit verbundenen chronischen Verfassungsschwäche des Reichs sowie eines regional zerklüfteten Sprachgebiets und der daraus resultierenden Anfälligkeit für Fremdsprachengebrauch, drohte der Nation politisch und kulturell eine von Gelehrten und Schriftstellern gleichermaßen schmerhaft empfundene fatale Alternative: Provinzialismus oder Fremdbestimmtheit. Da der Schritt zum modernen Zentralstaat nicht gelungen, der nationale Zusammenschluß ausgeblieben war, liefen die Ausgleichsbemühungen der neuhumanistisch aufklärerischen Intelligenz im Deutschland des ausgehenden 17. und des 18. Jahrhunderts weithin darauf hinaus, die entrückte politische Einheit zumindest als Motiv eines bildungsrelevanten Gemeinsinns (*sensus communis*) aufrechtzuerhalten. Dazu freilich bedurfte es der Inangriffnahme des Vermittlungsproblems, d. h. der durchgreifenden Sprachreform.

Leibniz, Thomasius, Wolff, Gottsched – Personen also, die sowohl in den älteren humanistischen Lehrstücken als auch in den neueren erfahrungskundlichen Disziplinen zu Hause waren, standen nach Luther, Opitz und den barocken Sprachgesellschaften für die eindrucksvolle patriotische Bewegung ein, die im 17. und 18. Jahrhundert nicht müde wurde, das europäische Gesamtproblemerbe den Deutschen in ihrer Muttersprache zugänglich zu machen. Da das neben der Regulierung regionalsprachlicher Sonderansprüche vor allem ein Zurückdrängen dominierender Fremdsprachen, besonders des gelehrt Latein und des höfischen Französisch, bedeutete, galt den Genannten die deutsche Sprachgemeinschaft bzw. die nationale Sprachnorm des Deutschen als erklärtes Ziel.³

Die in jüngster Vergangenheit des ideologischen Verfalls verdächtigten Begriffe »nationale Sprachnorm« oder »Sprachgemeinschaft« müssen dem historischen Befund zufolge nach zwei Seiten vor Mißverständnissen geschützt werden. Erstens bezeichnen sie die formalen Voraussetzungen, unter denen die in anderen Kultursprachen damals längst heimische abendländische Tradition auch innerhalb des zerstrittenen deutschen Sprachgebiets angeeignet und diskutiert werden konnte. Deshalb tragen diese Begriffe ursprünglich weltoffene und nicht nationalstaatliche Züge. – Zweitens ging die damit verbundene politische Intention, Behauptung des Anspruchs auf nationale Einheit durch Sprachgemeinschaft, davon aus, daß allein die gewissenhafte und vollständige Aufnahme der tradierten wissenschaftlichen und kulturellen Standards in Europa, nicht etwa deren Distanzierung oder Nivellierung, einem dauerhaften Bewußtsein möglicher Sprach- und Bildungsgemeinschaft über territoriale und ständische Schranken hinaus förderlich sein könne. Deshalb ist der den beiden Begriffen implizite moraldidaktische Auftrag ursprünglich nicht Partikularinteressen verpflichtet, sondern ständeübergreifend und gesellschaftsintegrativ gemeint.

Eindringlich empfiehlt Leibniz die annehmliche und nützliche Ausgestaltung der deutschen Sprache, man möge sie nach Maßgabe der bis dahin fremdsprachlich überlieferten Künste und Wissenschaften gemeinschaftsbildend und gemeinverständlich üben; damit »unser Volk« nicht der Sklaverei verfalle: »[...] unsre Art zu leben, zu reden, zu schreiben, ja sogar zu denken, nach fremden Willen einzurichten. [...] Gott wende diese Ahnung in Gnaden ab, damit es ja nicht, nachdem es nun fast danach ist, daß die Sprache zugrunde gerichtet, um die deutsche Freiheit geschehen sein möge.«⁴ – Gleichen Sinnes sind die Motive, die Thomasius 1687 an der Leipziger Universität zur Vorlesungsankündigung in deutscher Sprache veranlassen und Christian Wolff dazu bestimmen, die deutsche Systemredaktion seiner Schulphilosophie der lateinischen vorauszuschicken. – Das Zitat zeigt an, daß für Leibniz im Lichte der diskutierten Fremdsprachen- oder Muttersprachenvermittlung die Aneignung von Erfahrungswissen mit der Frage möglicher Eigenständigkeit im Sinne staatsbürgerlichen Selbstbewußtseins eng verbunden ist. Indem er Erkenntnislogik und Freiheitspostulat, Verstandesleistung und Motivationsvermögen der Pflege des Deutschen als lohnende Ziele vorstellt, kommt der Begriff einer gemeinnützigen Sprachbildung auf den Weg, der nicht nur, wie der Autor hofft, »allen Wissenschaften, Künsten und Geschäften dient«, sondern auch aufmerksam darauf sieht, wie Menschen und Bürger in Gesellschaft und Staat nach Grundsätzen der praktischen Vernunft, d. h. moralisch und politisch miteinander verfahren und umgehen:

»Es ist aber beidem Gebrauch der Sprache auch dieses sonderlich zu betrachten, daß die Worte nicht nur der Gedanken, sondern auch der Dinge Zeichen sind, und daß wir Zeichen nötig haben, nicht nur unsere Meinung andern anzudeuten, sondern auch unsren Gedanken selbst zu helfen [...].

Ich will all das, so daran hängt, jetzt nicht abhandeln, sondern allein bemerken, daß die rechte Verstandesübung sich finde nicht nur zwischen Lehrenden und Lernenden, sondern auch vornehmlich im gemeinen Leben unter der großen Lehrmeisterin, nämlich der Welt oder Gesellschaft vermittelst der Sprache, so die menschlichen Gemüter zusammenfügt.«⁵

Würdigt man die sprachtheoretischen Schriften Leibnizens prinzipiell, das gilt für die aus dem handschriftlichen Nachlaß stammenden lateinischen Entwürfe aus den Jahren 1678 bis 1686 zur »Scientia generalis«, das gilt besonders für die *Ermahnung* (1683) und die *Unvorgreiflichen Gedanken* (1697) bis hin zu dem, was sich aus den *Nouveaux essais sur l'entendement humain* (1703/04) und aus der *Monadologie* (1714) an wichtigen Einsichten zum Verhältnis von Erkenntniskritik und Sprachkritik erschließen läßt, dann bleibt als Hauptthese, daß der Muttersprache in ihrem logisch analytischen Organon-Charakter und in ihrer umfassend kommunikationsstiftenden oder gemeinschaftsbegründenden Bedeutung gegenüber allen denkbaren Fremdeinflüssen der Vorrang gebührt. Vordringlich scheint ihm die Aufgabe, derzu folge das Deutsche vor allem bemüht sein müsse, den Siegeszug der exakten Naturwissenschaften nach dem Vorbild der führenden europäischen Kulturnationen sprachbildend nachzuvollziehen. Es sei nichts verloren, wenn das auf Kosten der poetischen Auszierung und der Rhetorik geschehe: »[...] dieweil

man ungeachtet des Namens der ›fruchtbringenden Gesellschaft‹ sich gemeinlich nur mit solchen Gewächsen beholfen, welche zwar Blumen bringen, aber keine Früchte tragen; die Blumen der zierlichen Einfälle ihre Annehmlichkeiten gleichsam unter den Händen verlieren und bald Überdruß machen, wenn sie nicht einen nährenden Saft der unvergänglichen Wissenschaften in sich haben.«⁶ Nicht von ungefähr bleibt in der neuen Hierarchie nennenswerter Attribute der Rede gegenüber claritas und veritas für elegantia nur der letzte Rang.

Angesichts der nomologisch pragmatischen Tendenz der Epoche, die sich anschickt, die Bewegungsgesetze der Natur zu ergründen und damit die Schöpfungsordnung zu rekonstruieren, sind die metaphysischen Gedichte des Barock ihrem erklärten Wesen nach, d. h. via eminentiae, durch sprachliche Steigerung des Prädikats am Gottesglauben auch in einer sündhaft abgefallenen Welt festzuhalten, nachträglich fast dem Verdacht des Obskuranismus ausgesetzt. Die Schulrhetorik, vormals Fundament der Lehre vom Menschen und seines Sprachvermögens, wird nun als Instrument der Re-Mythisierung abgetan, vermeintlich unfähig dem neuen Wahrheitsbegriff der Aufklärung dienlich zu sein. So jedenfalls verstehe ich die einvernehmlichen Äußerungen von Leibniz, Thomasius, Wolff, die Sprachen seien für den sich aufklärenden Menschen nicht Selbstzweck im Sinne eingebildeter Analogie zur Offenbarung, also »verborgene Theologie und Unterricht von Göttlichen Sachen« (Martin Opitz⁷), sondern universale Vermittlungsinstanz, um die neuen Realien klar und deutlich vorzustellen und diesseitsgläubig zu nutzen.

Wolff ist die eingeschlagene Richtung konsequent weitergegangen. Wie Leibniz von der Mathematik fasziniert stand ihm der Erkenntnisstolz allemal besser zu Gesicht als die fromme Demut. Er erhoffte von der naturwissenschaftlichen Methode der Genauigkeit und Folgerichtigkeit auch die Regulierung der staatlichen Verfaßtheit und Ordnungsprinzipien für die gesellschaftliche Lebenswelt. In diesem »grellen Aberglauben des Verstandes« (Hegel) ist sich das Kalküldenken von Wolff bis Popper einig.⁸ Die unbesorgte Übertragung nomologischer Rationalität auf hermeneutische Sachverhalte, die Leibniz – wider besseres Prinzipienwissen – aus seiner Einschätzung zeitgeschichtlicher Notwendigkeiten heraus begünstigte, erhielt mit der durch Wolff autorisierten Begriffs- und Urteilsanalytik vorübergehend den universalen Geltungsanspruch, der über Zustimmung und Widerspruch die Entfaltung der deutschen Wissenschafts-, Literatur- und Fachsprache nachhaltig beeinflußt hat.

Den Forschungsbeiträgen von Piur, Wundt, Blackall, Seibicke u. a.⁹ folgend sehen wir heute in Christian Wolff wenn nicht den Schöpfer so doch den Lehrmeister und Stabilisator einer wissenschaftlichen Terminologie in deutscher Sprache. Wenn die Zeitgenossen Meißner (*Wörterbuch der Wolfschen Kunstwörter*, 1737), Gottsched, Breitinger, später Ludovici und Platner meinten, die meisten philosophischen Termini seien von Wolff geschaffen, so stimmt das insoweit, als Wolff die überwiegend schon vor ihm belegbaren Worte erst zu Begriffen gemacht hat, die nach diesem Vorgang innerhalb der gelehrt Diskussion des 18. Jahrhunderts Bürgerrecht besitzen. Die *Ausführliche Nachricht von seinen eigenen Schriften*, die er in

deutscher Sprache von den verschiedenen Teilen der Welt-Weisheit herausgegeben (1726) nennt einige Vorsätze der mit großer Sorgfalt und nicht minderem Stehvermögen bewältigten Kärrner-Arbeit. Sie betreffen Worterklärungen und Begriffsdefinitionen, die Abgrenzung gleichgültiger Vokabeln (der berüchtigten Synonyma) und der Analogiebildungen, die differenzierte Bestimmung der Abstrakta sowie deren Befreiung von metaphorischen Assoziationen, die flexible Beibehaltung naturalisierter Fremdwörter gegenüber spitzfindig kuriosen Lehnübertragungen, schließlich die lexikalische Erfassung wichtiger deutscher Begriffe mit ihren lateinischen Entsprechungen (wie sie das Glossar der *Deutschen Logik* ausweist). – Dem Methodideal der Schulphilosophie entspricht neben der Begriffsfixierung die standariserte Diktion, die an den Elementarformen der syllogistischen Logik (Begriff, Urteil, Schluß) orientiert ist. Danach besteht Wissenschaft in der Fertigkeit des Verstandes, alle Behauptungen aus zureichenden Gründen zu deduzieren und die der logischen Begriffs- und Urteilsanalyse widerspruchsfrei entstammenden Hypothesen empirisch zu überprüfen.

Mit den beiden sprachtheoretischen Vorgaben seines Werks, der Begriffsdefinition und der syllogistischen Syntax, der Bereitstellung von Zeichenlehre und Operationsregeln, gelang Wolff eine terminologische Grundlegung more mathematico, die vor allem dem in Realschule und Reformuniversität institutionalisierten Wissenschaftsverständnis der deutschen Aufklärung zugute kam.¹⁰ – Die gewiß außer Streit gestellte Leistung des schulphilosophischen Systems als Voraussetzung der Lehr- und Lernbarkeit zeitgenössischer Wissenschaftsergebnisse und deren praktischer Nutzung hat freilich noch eine andere Seite. Mit dem definitorischen und logisch analytischen Organisationswillen Wolffs wurde die aufklärerische Sprachkritik vor ein neues Problem gestellt.

Den Wissenschaftssprachen und den Fach- oder Berufssprachen allgemein, besonders denjenigen, die dem mathematischen Gesetzbegriff folgen und am technologischen Wandel von der vorindustriellen zur industriellen Produktionsweise beteiligt sind, ist eine starke Tendenz zur Formalisierung und ein daraus resultierender Grad der Normierung eigentümlich. Wer an präziser Tatsachenfeststellung, zuverlässiger Hypothesenüberprüfung, an Planbarkeit, Effektivität und Technologie-Transfer interessiert ist, der wird auf eine Begrifflichkeit achten, die weniger dem lebenswirklichen Kontext naturwüchsiger Umgangssprache, der Lebensfristung im mitmenschlichen Sinne, der unmittelbaren Beziehung der Arbeiter zur Arbeitswelt (wie noch in der Handwerkersprache nachweisbar), dem kommunikativen Handeln gewisse Rücksichten zollt, als vielmehr der axiomatischen Konstruktion und der (weil weniger störungsanfälligen) möglichst kontextfreien Instrumentalisierung entspricht.¹¹ Wissenschaftliche Termini implizieren stärkere »Verteidigungspflichten« und »Begründungserwartungen«¹², denen sich diejenigen unterwerfen, die nicht allein im Rahmen ihrer nationalen Sprachgemeinschaft, sondern notwendig im internationalen Maßstab mit Erkenntnisresultaten und deren praktischer Umsetzung befaßt sind. Sicher ist die Pointe von der »Umgangssprache als jeweils letzter Metasprache« richtig¹³, derzufolge die Wissenschaftssprache von der Umgangssprache sich nicht völlig lösen kann, weil die

Zeichentabellen, Konstruktions- und Anwendungsregeln aller denkbaren Sonder-, Kunst- und Formalsprachen ihre Bedeutung der Gemeinsprachlichkeit verdanken, aus der sie durch Vereinbarung hervorgegangen sind. Und doch eignet den formalen Sprachregelungen wissenschaftlicher und technologischer Rationalität aus Gründen der Exaktheit und Überprüfbarkeit, der Übersetzbarkeit und des internationalen Austauschs ein gefährlicher Zug zur Verselbständigung, zur Eigendynamik, der geradezu daran gelegen ist, das wissenschaftlich-technische Fortschreiten gegen mögliche Unschärfen aus dem natürlichen Umgangssprachgebrauch und gegen mögliche Bedenken aus der öffentlichen Diskussion zu immunisieren.¹⁴

Die starke Spannung, der Wissenschafts- und Fachsprachen aufgrund internationaler »Terminologienormung«¹⁵ innerhalb der nationalen Sprachgemeinschaft allgemein ausgesetzt sind, ergab sich für die deutschen Anfänge dieser Entwicklung im 18. Jahrhundert aus der geschichtlichen Zwangssituation: einerseits gingen die Anstrengungen dahin, bezüglich des fortgeschrittenen europäischen Wissensstands den nationalsprachlichen Anschluß nicht zu verpassen und aus dem Bann der Fremdvermittlung sich zu befreien; andererseits galt es, die durch Partikularinteressen und Standesborriertheit verursachte Rückständigkeit und Isolation rasch zu brechen und dem internationalen Normanspruch zu genügen. Diese historischen Schwierigkeiten sind von der Forschungsliteratur über Wissenschafts- und Fachsprachen im 18. Jahrhundert durchweg bestätigt worden.¹⁶ Die im Entstehen begriffene deutsche Wissenschaftssprache, bemüht, fremdsprachig tradierte Verstandesresultate den eigenen Erfahrungs- und Verständnisräumen zu integrieren und diese damit zu festigen, blieb gleichwohl den internationalen Formalisierungsdeterminanten verhaftet. Das brachte sie in Konflikt mit der bürgerlichen Bildungsvorstellung des sensus communis, den fortan Dichtungstheorie und Literatur besser vertraten. Eine gigantische Aufgabe kam da auf die Gelehrten und Schriftsteller des 18. Jahrhunderts in Deutschland zu. Das Obersächsisch-Meißnische, zwischen Johann Jänichen (*Gründliche Anleitung zur poetischen Elocution*, 1706) und Johann Christoph Adelung auf dem Höhepunkt der Wertschätzung, bot die Voraussetzung zur Schaffung einer deutschen Bildungssprache, die nach dem übereinstimmenden Votum Leibnizens und Wolffs zunächst der Wissenschaft genügen sollte; der aber zugleich, das bewiesen Einwände, die Breitinger, Baumgarten, Meier und Lessing gegen Gottsched erhoben, auch von Seiten der historisch kritischen Poetik formprägende Impulse abverlangt wurden. Die der Wolffschen Subsumtionslogik opponierende *Aesthetica* Baumgartens, Meiers *Anfangsgründe* sowie die der formalen Autorität weltlicher und geistlicher Macht abholde Empfindsamkeit bei Gellert, Lessing und der La Roche behaupten das Recht des Individuellen, Besonderen, Außerordentlichen, für das in aufklärererischer Wissenschaftstheorie (Descartes, Newton, Wolff) und absolutistischem Ständestaat kein eigens zugestandener und anerkannter Platz ist.¹⁷ Derart implizierte die auf den ostmitteldeutschen Verhältnissen aufbauende deutsche Bildungssprache des 18. Jahrhunderts – von Logik und Ästhetik, wie angedeutet, kontrovers ausgestattet – eine politisch didaktische Initiative, der es darum zu tun war, die beste-

hende Konfrontation gegenüber regionalen Sonderinteressen und ständischen Schranken abzumildern und auszugleichen.

Zu den hier angesprochenen Dimensionen des Tagungsthemas noch wenige Bemerkungen, mit Blick auf die nationale Sprachnormfrage.

Als Bildungssprache bezeichne ich den in sich gegenläufig beziehungsreichen wissenschaftlichen und dichterischen Schriftsprachenkomplex. Als Trägerschaft kommt jene Schicht der Gebildeten, Gelehrte und Schriftsteller, in Frage, die mit Rudolf Vierhaus als »Bürgerliche« im neuen Sinne« bezeichnet werden können und die, wegen des für sie zutreffenden Ungleichgewichts von politischem Einfluß, sozialer Reputation, Wissens- und Besitzstand, in der »ständischen Gesellschaft [...] keinen vorgegebenen Platz besaßen«. Diese Gebildeten, man möchte sagen, eben weil mit allen Vor- und Nachteilen des soziologisch Unzurechnungsfähigen behaftet, waren das »dynamische Element im deutschen Sozialgefüge des 18. Jahrhunderts«¹⁸ und daher am ehesten in der Lage, die nationale Sprachnorm glaubwürdig ständeübergreifend und gesellschaftsintegrativ zu vertreten. Die so gesehene Bildungssprache erfüllt m. E. seither den Sprachnormanspruch, da ihr als schriftlicher Vermittlungsinstanz der Kulturtradition die Geschichtsmächtigkeit kaum bestritten werden kann, auch nicht angesichts jüngerer Kanonüberlegungen.

Die kontrovers geführte innere Auseinandersetzung erwuchs der Bildungssprache aus dem Zusammentreffen von Wissenschaft und Dichtung, Logik und Ästhetik, nomologischem und hermeneutischem Denken, aufgrund der Provokation, die Wolffs sprachformal rationalistische Reduktionen spätestens für die Dichtersprache der »Bremer Beiträger« bedeutete.¹⁹ Durchgängig ist der systematische Gedankengang Wolffs von der Befürchtung beherrscht, der nicht logisch disziplinierte Verstand möchte, durch Schein, Einbildungskraft und Fiktion verführt, weltfremd, leer, wesenlos, verstiegen oder irrational werden. Kompakt sprachtheoretisch ist das den Paragraphen der *Deutschen Metaphysik* zu entnehmen, die der Zeichenlehre gewidmet sind. Um dem Risiko der »semantischen Umweltverschmutzung«²⁰ vorzubeugen oder, wie Wolff sagt, um der Gefahr zu steuern, daß »wir leere Worte, mit denen kein Begriff verknüpft ist, für Erkenntnis halten, und Wörter für Sachen ausgeben«²¹, unterscheidet er zwischen den »willkürlichen Zeichen« der (deduzierenden) figürlichen Erkenntnis und den »natürlichen Zeichen« der (empirischen) anschauenden Erkenntnis, die zusammen eine sichere Wahrheitsfindung gewährleisten sollen.²² – Das Sprach- und Dichtungsverständnis des 18. Jahrhunderts vor Wilhelm von Humboldt hatte mit solchen Zuordnungen seine liebe Not. Schließlich bot Wolffs Erkenntnistheorie, die zum Zweck der Tatsachenfeststellung vom willkürlichen Zeichencharakter der Worte (termini) auf die im Bewußtsein als Gedanken oder Begriffe (notiones) repräsentierten Dinge (res) zu schließen versucht, lediglich Anlaß, die Einbildungskraft (imaginatio) vom klar und deutlich denkbar Möglichen her einzuengen. Das Sprachzeichen, entweder als willkürlich auf formale Intelligenz oder als natürlich auf faktisch Gegebenes reduziert, die beide in der Erkenntnis möglichst überein kommen sollen, erscheint in solcher Zurichtung instrumentalisiert, allenfalls ein Werkzeug, mit dessen Hilfe

ein sprachlos angenommener Zusammenschluß von Mensch und Welt in seinen Verweisungsfunktionen erhellt wird. Für die Darstellung des Individuellen, des Unteilbaren, des Einzigartigen und Außerordentlichen, das sich weder planen noch disziplinieren läßt, das nur aus der Evidenz die Qualität der vollkommenen Erscheinung empfängt, war da nichts zu holen. Der Widerstand gegen das, was Wolff »abgemessene Bedeutung« und Gottsched analog »regelmäßige Dichtung« nannte, meldete sich unabwesbar zu Wort. Breitingers Plädoyer für die verfremdende Verwandlung des pragmatisch Vertrauten, die er als das Wesen metaphorischer Rede bezeichnete; Gellerts Eintreten für die Lebhaftigkeit des Prosastils; Klopstock und seine Vorstellung von der prophetischen Mittlerrolle des Dichters, der die Übereinkunft von »denken« und »empfinden« zugrunde liegt; Lessing in seinen *Abhandlungen über die Fabel*, in denen er Leibnizens Monadenbegriff als Modell für sein Poesieverständnis bemüht: »Das Allgemeine existiert nur in dem Besonderen, folglich muß es die Form der Individualität erhalten, unter der es allein wirklich sein kann, wenn die Anschauung den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen soll«; nicht zuletzt Adaptionen im Rahmen der Rousseau-, Sterne-, Shakespeare-Rezeption, die Klage über die »entgötterte Natur« und der Rückgriff auf antike Mythologeme – alles dies sind Indizien, die zum literarischen Sprachexperiment gegen die szientistischen Standardisierungen Wolffs und seiner Anhänger aufrufen. – Hinzugefügt sei, daß die vorklassischen Erneuerer ihre sprachästhetische Originalität als kritische Transzendierung des Wolffschen Sprachformalismus, weil von diesem ebenso abgesichert wie abgehoben, erst eigentlich ungehemmt und weitgehend risikofrei entfalten konnten.

Der wechselseitigen Verklammerung von Wissenschaft und Dichtung innerhalb der Bildungs-Schrift-Sprache wäre noch detaillierter nachzugehen. Ich möchte mich hier auf einen weiteren Punkt beschränken.

Die Thematisierung des gegen Wolff geforderten Sprachexperiments hat, soweit ich sehe, zuerst G. F. Meier theoretisch aufschlußreich vorgenommen, wenn er in der *Einleitung zu den Anfangsgründen* (1748/50) die Dichtersprache als Belebung des »ganzen Menschen« heraushebt; sie hindere die Gelehrsamkeit nicht, aber mache sie menschlicher. Und mit solch unverhohlener Präferenz des menschlich vollkommenen »Aestheticus« gegenüber der »schulfüchsigen und düsteren Kreatur« des »Logicus«²³ verbindet Meier die Hoffnung auf Stärkung des Geschichtsbewußtseins, »das seiner Natur nach eine Erkenntnis einzelner Dinge ist«.²⁴

Mit der Frage, wie der »ganze Mensch« auf Geschichtssinn hin zu bilden sei, die Meier nicht dem wissenschaftlichen sondern dem dichterischen Sprachparadigma anvertraut, ist ein Problem aufgeworfen, das die sensus communis-Diskussion des 18. Jahrhunderts beherrscht und in der Auseinandersetzung zwischen Herder und Kant entscheidungsreif wird. – Um es mit Kant zu formulieren: die »bestimmte Urteilstatkraft«, die unter ein vorgegebenes Allgemeines subsumiert, verlangt nach einem anderen Sprachgestus als die »reflektierende Urteilstatkraft«, die aus der Erfahrung des Besonderen ein Allgemeines immer erneut zu vereinbaren bestrebt ist.²⁵ Um es moderner zu sagen: zweckrationales Handeln im Sinne der Überlebenstechnologie und kommunikatives Handeln im Sinne des geschichtlich

Menschenmöglichen sind die konkurrierenden Motive, die sich innerhalb der Bildungs-Schrift-Sprache des 18. Jahrhunderts gegenseitig herausarbeiten und deren Normanspruch begründen. Sie erreicht in kurzer Zeit einen Entwicklungsstand, über den Goethe urteilen kann: »Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden in die Hand gegeben ist, sowohl in Prosa als auch in Rhythmen und Reimen sich dem Gegenstande wie der Empfindung seinem Vermögen nach glücklich auszudrücken.«²⁶ – Wilhelm von Humboldt röhmt an dieser Bildungssprache ihre »Beugsamkeit gegen das Objektive und gegen verschiedene Kreise der Individualität zugleich«. Sie darf »weder ganz Abbild des Darzustellenden, noch bloß ein Zeichen für dasselbe, und muß doch beides zugleich sein. Als Abbild dürfte sie der Willkür des Gebrauchs gar keinen Spielraum lassen; als Zeichen müßte sie bloß diese Willkür an sich tragen.«²⁷

Ich habe der Bestimmung der Bildungs-Schrift-Sprache hier deshalb so breiten Raum gewährt, weil ich davon überzeugt bin, daß ihr die Bedeutung des Regulativs zukommt, von dem aus allen anderen Sprachen, den Dialekten und Sozioleken in Rede und Schrift prinzipielles Gewicht und historisches Recht zugesprochen werden kann. Es darf angenommen werden, daß die Bildungssprache vom ostmitteldeutschen Raum ausgehend und seit Beendigung des Siebenjährigen Krieges um Brandenburg-Preußen erweitert, attraktiv genug war, um auf den Sprachumgang an den Schulen und Universitäten, in schöngestigten Zirkeln, Salons, Logen, auch in den Lesegesellschaften entsprechende Resonanz zu erzeugen. Unbeschadet der mundartlichen Gebundenheit, die vielen Gelehrten und Schriftstellern der Zeit nachgesagt wird, und die – je mehr der sensus communis sich bildungssprachlich festigt – als anerkanntes Attribut der Person in ihrem natürlichen Gesprächsverhalten gilt; die Mundart als Volkssprache wird darüber hinaus von der Ursprungsidee der dichterischen Sprache aus neu entdeckt (Hermann, Herder).

Vorsichtiger ist die Frage anzugehen, was soziologisch gesehen, freilich immer gebunden an Ausgleichsbewegungen zur Bildungssprache in Rede und Schrift, oberhalb zur Gesellschaftssprache adeliger Kreise, unterhalb zur Verkehrssprache der Handwerker und Bauern in Familie und Berufspraxis auszumachen ist. – Als Friedrich II. in *De la littérature allemande* (1780) seine Einschätzung von dem angeblich erbärmlichen Zustand der deutschen Literatursprache bekanntgibt, ist er kulturhistorisch sicher nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Und doch enthält die Schmähschrift aufschlußreiche Belege zur Beantwortung der Frage, warum die Höfe an französischer Konversation und Korrespondenz festhalten: bildungskonomische Vorurteile und Apartheitsgründe schließen sich zum Anlaß für die in Deutschland verspätet einsetzende »Querelle« zusammen. – Wichtiger ist zu dieser Zeit bereits das durch Formierung der bürgerlichen Gesellschaft, Arbeitsteilung, das entstehende System der Bedürfnisse und beginnende Durchlässigkeit der Standesgrenzen verursachte Problem der Verkehrssprachenvielfalt. Sie ist seit Rousseaus *Diskursen* (1750 und 1755) für die aufklärerische Sprachkritik immer wieder ein Stein des Anstoßes. Hölderlin schreibt im *Hyperion*: »Ich kann kein Volk

mir denken, das zerrißner wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen – ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt?«²⁸ – Bemerkenswert erfolgt Hölderlins Einwand vor dem Hintergrund der vollkommenen Menschenbildung, die Gegenstand des Briefromans ist, vorgetragen von Hyperion, da er die von Diotima verhießenen »dichterischen Tage« zu ahnen und wahrzunehmen beginnt. Diese sind unlösbar verknüpft mit Hölderlins Vorstellung vom Gedicht als der »Metapher Einer intellektuellen Anschauung«²⁹, in der Selbstauslegung und Weltbezug des Menschen, Sprache als Inbegriff möglicher Welterfahrung (Sprachapriori) und Sprache als geschichtlich bestimmte konkrete Gestalt (Sprachzweck: Gegenstandswissen, Motivwissen) zu der »Einen« ästhetischen Erfahrung werden. Dieses Vermittlungsganze der Sprachkritik als das Ziel der Sprachbildung jeder Volksgemeinschaft, gleich ob in begrifflicher oder metaphorischer Form, mußten sich die Deutschen im 18. Jahrhundert erst einmal erschließen und zuordnen, bevor sie die innere und äußere »Mehrsprachigkeit« nicht mehr als historisches Schicksal, babylonische Sprachverwirrung, Irritation oder Entfremdung ansehen, sondern als die Möglichkeit des freien Umgangs mit sich und der Welt annehmen konnten. Mit anderen Worten: Weil der Mensch einerseits in einer Sprache immer schon zu Hause ist (natürliche Rede), das andererseits aber auch im Sinne der Gegenstands- und Sinnkonstitution zu begreifen vermag (philosophische, wissenschaftliche, literarische Sprachkritik), ist Verständigung über fachliche Spezialisierung, über soziale Barrieren, regionale Schranken und nationalstaatliche Grenzen hinweg möglich und wirklich; sind Menschen imstande, zugleich ebenso alltäglich wie fach- oder berufsspezifisch, ebenso herkunfts-treu oder provinziell wie weltläufig miteinander zu kommunizieren. Im Rahmen dieses Gedankengangs möchte ich an der Eingangsthese des Buches von Mario Wandruszka *Die Mehrsprachigkeit des Menschen* (1979), um der systematischen und historischen Bedeutung des angesprochenen Problems willen, eine Korrektur der dort formulierten Alternative vornehmen: »Der alte Satz ›Der Mensch ist das Wesen, das Sprache hat‹, ist eine ganz unzulängliche Bestimmung des Menschen. In Wahrheit muß er lauten: ›Der Mensch ist das Wesen, das mehrere Sprachen lernt.‹« – In Wahrheit muß er lauten: Der geschichtlich existierende Mensch ist imstande, mehrere Sprachen zu lernen, weil er das Wesen ist, das Sprache hat! – Ein folgenreiches Mißverständnis würde das für spitzfindige Besserwisserei halten. Das Verhältnis von Sprachreflexion, Bildungssprache, Sprachnormfrage und Sprachpragmatik, Sprachgeschichtsforschung, konkrete innere und äußere »Mehrsprachigkeit« ist keine Fiktion, von der man mit entschlossenem Blick auf die Sprachwirklichkeit der alltäglichen Lebenswelt zur eigentlichen Tagesordnung überzugehen hätte, sondern als Beziehungssinn methodische Voraussetzung für Einsichten in das bezeichnete Vermittlungsganze jeder realen Sprach-gestalt, in deren Sinn oder Unsinn, deren Erfüllung oder Verfehlung, Wahrheit oder Lüge, aber auch stets in deren Möglichkeit der Resurrektion durch sich

selbst. Erst die Vorstellung vom Menschen, der »die Vermittlung nicht außer sich hat, sondern diese selbst ist« (Hegel³⁰), erlaubt dem Sprachpragmatiker die methodisch unumgängliche Intuition von der Einheit des Mannigfaltigen.

Anmerkungen

1. G. W. Leibniz, *Die Elemente der Vernunft* (1686); in: G. W. L., *Schöpferische Vernunft. Schriften aus den Jahren 1668–1686*. Zusammengestellt, übersetzt und erläutert von W. von Engelhardt, Marburg/Lahn 1951, S. 202.
2. G. W. Leibniz, *Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache* (1697); in: G. W. L., *Deutsche Schriften*, hrsg. von W. Schmied-Kowarzik, 2 Bde., Leipzig 1916; Bd. 1, S. 25.
3. Hierzu W. Henzen, *Schriftsprache und Mundarten. Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen*, Bern 1954. – D. Nerius, *Untersuchungen zur Herausbildung einer nationalen Norm der deutschen Literatursprache im 18. Jh.*, Halle 1967. – H. Henne, *Das Problem des Meissnischen Deutsch oder »Was ist Hochdeutsch« im 18. Jh.*; in: ZMF 35, 1968, S. 109–129. – H. Henne, *Deutsche Lexikographie und Sprachnorm im 17. und 18. Jh.*; in: *Wortgeographie und Gesellschaft. Festgabe für L. E. Schmitt zum 60. Geburtstag*, hrsg. von W. Mitzka, Berlin 1968, S. 80–114; auch in: H. H. (Hrsg.), *Deutsche Wörterbücher des 17. und 18. Jhs. Einführung und Bibliographie*, Hildesheim, New York 1975, S. 1–37. – U. Bichel, *Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung*, Tübingen 1973. – D. Josten, *Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jhs. Sprachlandschaftliche Prioritäten, Sprachautoritäten, Sprachimmanente Argumentation*, Frankfurt/Main u. Bern 1976 (Europäische Hochschulschriften, Reihe I, Bd. 152).
4. G. W. Leibniz, *Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben* (1683); in: G. W. L., *Deutsche Schriften*, Bd. 1, S. 14 und S. 19.
5. G. W. Leibniz, *Unvorgreifliche Gedanken*, a. a. O., S. 25f.
6. G. W. Leibniz, *Ermahnung*, a. a. O., S. 15f.
7. M. Opitz, *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624), Cap. II: *Worzu die Poeterey und wann sie erfunden worden*.
8. D. Kimpel, *Zur Bedeutung empirischer Verfahren im Rahmen der transzendenten hermeneutischen Literaturwissenschaft*; in: U. Nassen (Hrsg.), *Studien zur materialen Hermeneutik*, München 1979, S. 9–47.
9. P. Piur, *Studien zur sprachlichen Würdigung Christian Wolffs*, Halle 1903. – M. Wundt, *Die deutsche Schulphilosophie im Zeitalter der Aufklärung*, Tübingen 1945. – E. A. Blackall, *The Emergence of German as a literary Language 1700–1775*, Cambridge 1959; dt.: *Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700–1775. Mit einem Bericht über neue Forschungsergebnisse 1955–1964* von D. Kimpel, Stuttgart 1966. – W. Seibicke, *Christian Wolffs Anteil an der Herausbildung des modernen Technikbegriffs*; in: *Festschrift für F. von Zahn*, Bd. 2: *Zur Sprache und Literatur Mitteldeutschlands*, hrsg. von R. Olesch und L. E. Schmitt, Köln u. Wien 1971 (Mitteldeutsche Forschungen 50/II), S. 179–199.
10. Das habe ich den von J. Gessinger, *Sprache und Bürgertum. Sozialgeschichte sprachlicher Verkehrsformen im Deutschland des 18. Jhs.*, Stuttgart 1980 und von G. Jäger, *Schule und literarische Kultur. Sozialgeschichte des deutschen Unterrichts an höheren Schulen von der SpätAufklärung bis zum Vormärz*, Bd. 1, Stuttgart 1981 diskutierten Quellen erneut entnehmen können, obwohl in den eben erschienenen Büchern die Bedeutung Wolffs für die Sprachbildung im 18. Jh. nicht eigens behandelt wird.
11. Hierzu vgl. L. Drozd, W. Seibicke, *Deutsche Fach- und Wissenschaftssprache. Bestandsaufnahme – Theorie – Geschichte*, Wiesbaden 1973. – H.-R. Fluck, *Fachsprachen. Einführung und Bibliographie*, München 1976 (UTB 483). – W. Mentrup (Hrsg.), *Fachsprache und Gemeinsprache*. Jahrbuch 1978 des Instituts für deutsche Sprache, Düsseldorf 1979 (Sprache der Gegenwart

- Bd. XLVI). – W. von Hahn (Hrsg.), *Fachsprachen*, Darmstadt 1981 (Wege der Forschung Bd. CDXCVIII). – U. Troitzsch (Hrsg.), *Technologischer Wandel im 18. Jh.*, Wolfenbüttel 1981 (Wolfenbütteler Forschungen Bd. 14).
12. P. Janich, *Die methodische Abhängigkeit der Fachsprachen von der Umgangssprache*; in: J. S. Petöfi, A. Podlech, E. von Savigny (Hrsg.), *Fachsprache – Umgangssprache*, Kronberg/Ts. 1975, S. 33–54. – J. Habermas, *Umgangssprache, Bildungssprache, Wissenschaftssprache* (1977); in: J. H., *Kleine politische Schriften I–IV*, Frankfurt/Main 1981, S. 340–361.
 13. J. Habermas, *Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik*; in: *Hermeneutik und Ideologiekritik*, Frankfurt/Main 1971, S. 122.
 14. J. Habermas, *Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘*, Frankfurt/Main 1968. – Ders., *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bde., Frankfurt/Main 1981.
 15. E. Wüster, *Internationale Sprachnormung in der Technik*, 2. Auflage Bonn 1966.
 16. W. Busch, *Die deutsche Fachsprache der Mathematik. Ihre Entwicklung und ihre wichtigsten Erscheinungen mit besonderer Rücksicht auf J. H. Lambert*, Gießen 1933. – W. Taenzler, *Der Wortschatz des Maschinenbaus im 16., 17. und 18. Jh. Ein lexikalischer und sprachwissenschaftlicher Beitrag zur Kultur- und Volkskunde*, Diss. Bonn 1955 (masch.). – K. Kehr, *Die Fachsprache des Forstwesens im 18. Jh. Eine wort- und sachgeschichtliche Untersuchung zur Terminologie der deutschen Forstwirtschaft*, Gießen 1964. – W. Seibicke, *Technik. Versuch einer Geschichte der Wortfamilie um techne in Deutschland vom 16. Jh. bis etwa 1830*, Düsseldorf 1968 (Technikgeschichte in Einzeldarstellungen Nr. 10). – W. von Hahn, *Die Fachsprache der Textilindustrie im 17. und 18. Jh.*, Düsseldorf 1971 (Technikgeschichte in Einzeldarstellungen Nr. 22). – H.-R. Spiegel, *Zum Fachwortschatz des Eisenhüttenwesens im 18. Jh. in Deutschland*, Düsseldorf 1972 (Technikgeschichte in Einzeldarstellungen Nr. 24).
 17. R. Koselleck, *Kritik und Krise. Ein Beitrag zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Freiburg i. Br. 1959. – D. Kimpel, *Aufklärung, Bürgertum und Literatur in Deutschland*; in: *Propyläen Geschichte der Literatur*, Berlin 1981 ff., Bd. IV, S. 52–74.
 18. R. Vierhaus, *Deutschland im 18. Jh.: soziales Gefüge, politische Verfassung, geistige Bewegung*; in: *Lessing und die Zeit der Aufklärung*, Göttingen 1968 (Veröffentlichung der J. Jungius Gesellschaft der Wissenschaften in Hamburg), S. 12–29.
 19. Zu nachfolgenden Bemerkungen vgl. D. Kimpel, *Christian Wolff und das aufklärerische Programm der literarischen Bildung*; in: *Christian Wolff 1679–1754. Interpretationen zu seiner Philosophie und deren Wirkung*, hrsg. von W. Schneiders, Hamburg 1983 (Studien zum 18. Jh.), hrsg. von der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jhs. Bd. 4), S. 203–236.
 20. W. Stegmüller, *Hauptströmungen der Gegenwartspolosophie. Eine kritische Einführung*, 2 Bde., Stuttgart 1960/75; Bd. 2, Einleitung S. X.
 21. Ch. Wolff, *Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt* (*Deutsche Metaphysik*, 1720), 2. Aufl. Halle 1722, Cap. 3, § 320.
 22. Ebd. Cap. 3, §§ 291, 293–295, 316.
 23. G. F. Meier, *Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften*, 3 Teile, Halle 1748/50; Teil 1, *Einleitung* §§ 5, 14.
 24. G. F. Meier, *Betrachtungen über die Schranken der menschlichen Erkenntnis*, Halle 1755, §§ 9, 10, 16.
 25. Hierzu D. Kimpel, *Die Hermeneutik des ‚als-ob‘. Zur transzendentalistischen Begründung der sprachästhetischen Erfahrung*; in: V. Bohn (Hrsg.), *Literaturwissenschaft. Probleme ihrer theoretischen Grundlegung*, Stuttgart 1981, S. 66–104.
 26. J. W. von Goethe, *Für junge Dichter* (1832); in: J. W. v. G., *Werke, Kommentare und Register. Hamburger Ausgabe in 14 Bden.*, 8. Aufl. 1978, Bd. 12, S. 358.
 27. W. von Humboldt, *Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung*; in: W. v. H., *Werke in 5 Bden.*, hrsg. von A. Flitner und K. Giel, Stuttgart 1960 ff., Bd. 3, S. 21.
 28. F. Hölderlin, *Sämtliche Werke. Große Stuttgarter Ausgabe*. Hrsg. von F. Beißner, Stuttgart 1943 ff., Bd. 3, S. 153.
 29. F. Hölderlin, *Über den Unterschied der Dichtarten*; in: Ebd. Bd. 4/1, S. 266. Hölderlin be-

vorzugt sonst durchweg »intellectuale Anschauung«. Er verbindet mit dieser Wendung etwa das, was Fichte »Einbildungskraft« nennt.

30. G. W. F. Hegel, *Phänomenologie des Geistes*. Nach dem Text der Originalausgabe hrsg. von J. Hoffmeister, 6. Aufl. Hamburg 1952 (Philosophische Bibliothek Bd. 114), Vorrede S. 30.

Wilfried Seibicke (Heidelberg)

Von Christian Wolff zu Johann Beckmann Fachsprache im 18. Jahrhundert

Im Vergleich mit der Erforschung der mittelalterlichen Sach- und Fachprosa (Artesliteratur), die mittlerweile quantitativ und qualitativ bedeutende Ergebnisse vorzuweisen hat¹, steckt die historische Erforschung neuhochdeutscher Fachsprachen noch in den Anfängen. Wir sind in großen Zügen unterrichtet über die Entwicklungen in der Philosophie, der Chemie, der Mathematik, der Botanik und Zoologie, teilweise auch über die Herausbildung der Fachsprachen der Kunsttheorie und Ästhetik etwa von der Mitte des 18. Jahrhunderts an, weniger schon über die Fachsprachen der Pädagogik oder der Ende des Jahrhunderts einsetzenden Psychologie.² Vor allem aber klaffen noch beträchtliche Lücken hinsichtlich der Fachsprachen der technischen – handwerklichen und industriellen – Produktion und Materialverarbeitung, und ich werde deshalb speziell auf diesen Bereich eingehen. An neueren fachsprachlichen Monographien liegen für das 18. Jahrhundert vor³: die Arbeiten von Kurt Kehr (1964, Wald- und Forstwirtschaft), Walther von Hahn (1971, Textilindustrie), Heinz-Rudi Spiegel (1972, Eisenhüttenwesen); für das 19. Jahrhundert: die Arbeiten von Ilse Rahnenführer (1965 + 1969) und Sabine Krüger (1979, Eisenbahnwesen), Kurt Dröge (1978, Buchdruck) und ein Sammelband der Ostberliner »Linguistischen Studien« (Nr. 66/III, 1980, mit Beiträgen zur Fachsprache der Medizin, nochmals des Eisenbahnwesens, der Elektrotechnik und der Baumwollspinnerei). Viele technische Fachbereiche indessen, die für die Gegenwart – auch in sprachlicher Hinsicht – von Bedeutung sind, blieben bislang von der Sprachgeschichtsforschung unbeachtet. Das wäre zu verstehen, wenn es sich bei der historischen Fachsprachenforschung um ein Randgebiet der Sprachgeschichte handelte; doch die Verflechtung der Fachsprachen mit der allgemeinen Geschichte der Sprache und der Sprecher ist enger, als dies eine auf die Literatur- und Bildungssprache konzentrierte Germanistik erscheinen lässt, so daß die Vernachlässigung der Fachsprachenhistorie zu einem unvollständigen Bild von der Entwicklung des Deutschen führt. Im übrigen ist anzumerken, daß die eben genannten Arbeiten hauptsächlich dem Fachwortschatz gewidmet sind und pragmatischen und textlinguistischen Ansätzen noch kaum Raum gewähren.

Für die Entwicklungsgeschichte der technischen Fachsprachen scheint mir das 18. Jahrhundert besonders wichtig zu sein. In diesem Zeitraum gehen einschneidende Veränderungen vor sich, die die Voraussetzungen und Grundlagen schaffen für die »industrielle Revolution« und die damit verbundenen Wandlungen in der Sprache. Ich habe in der Überschrift meines Vortrages die Namen zweier Persönlichkeiten genannt, die meiner Ansicht nach in diesem Prozeß von herausragender Bedeutung sind: Christian Wolff und Johann Beckmann.

In seiner *Logica*⁴ von 1728 legt Christian Wolff in wenigen, kurzen Paragraphen

unter anderem den Entwurf einer »philosophia artium« (hier ist zu ergänzen: mechanicarum) vor, worunter er versteht: die »scientia eorum, quae organorum corporis, manuum potissimum, opera ab hominibus perficiuntur« oder – in etwas freier Übersetzung – die »Wissenschaft von dem, was von Menschen mittels körperlicher Arbeit, vor allem Handarbeit, hervorgebracht wird«. Sie gründet sich auf die Naturwissenschaft, die Physik, vor allem die experimentelle Physik, gibt die »rationes« der Kunstregeln und der Kunstprodukte an, beschreibt die »principia mechanica« bei der Herstellung und Anwendung der Werkzeuge und berechnet die dabei aufzuwendenden Kräfte (»vires . . . mathematice demonstrari possunt«). Dieser »scientia« oder »philosophia artium et operum artis« gibt er die Namen »Technica aut Technologia«. Mit dieser speziellen Verwendung der beiden Ausdrücke legt er, soweit ich sehe, den Grund für die Entwicklung des für die Moderne so ungeheuer wichtig gewordenen Technikbegriffs, und man darf seinen Entwurf als Programm einer systematischen Technikwissenschaft lesen. Wie sehr Christian Wolff hierbei auch in Traditionen der Wissenschaftsgliederung steht und wie sehr sich sein Konzept auch nur dem Vollständigkeitsbedürfnis eines alles durchdringenden Rationalismus verdanken mag, so sind doch meines Wissens nie zuvor mit solcher Deutlichkeit und solchem Nachdruck die »gewerblichen Künste« mit den Naturwissenschaften und der Mathematik verknüpft und als eigenständige, den »höheren Künsten« nicht nachstehende Bereiche anerkannt und wissenschaftlicher Analyse und Beschreibung für würdig befunden worden. Zum Verständnis dieses Ereignisses genügt es nicht, auf philosophiegeschichtliche Zusammenhänge und die Geistesbewegung des Rationalismus zu verweisen; dahinter stehen nicht zuletzt massive wirtschaftspolitische Realitäten.

Zur Charakterisierung der Situation, in die Christian Wolffs Wirken fällt, muß ich ein wenig ausholen, beschränke mich aber darauf, einige Stichworte und Namen in Erinnerung zu rufen. Mit dem im 17. Jahrhundert aufkommenden Merkantilismus und seiner deutschen Variante, dem Kameralismus, wurde den wirtschaftlich nützlichen »Künsten« – zum Zwecke der ökonomischen Verbesserung des Staatswesens – mehr staatliche Aufmerksamkeit gezollt als zuvor. Zur Extensivierung und Intensivierung der Produktion war die Mobilisierung und Ausbildung neuer Arbeitskräfte unerlässlich. »Werkhäuser«, »Kunst-« und Handwerkerschulen übernahmen diese Aufgabe. Pietistische und besonders calvinistische Strömungen trugen zu einem neuen Arbeitsethos bei. Daher lagen die Schwerpunkte der Wirtschaftsentwicklung im 18. Jahrhundert in den protestantischen Ländern, und gerade Halle, wohin Wolff 1706 als Professor der Mathematik berufen worden war und bis zu seiner Ausweisung im Jahre 1723 lehrte, war ein Zentrum der kameralistischen Bestrebungen. In Halle wirkte August Hermann Francke; von hier nahm die Weiterentwicklung des deutschen Realschulwesens ihren Ausgang (das Wort *Realschule* ist 1705 von Wolffs hallischem Universitätskollegen Christoph Semler geprägt worden). 1727 errichtete Friedrich Wilhelm I von Preußen an den Universitäten Halle und Frankfurt an der Oder die ersten Lehrstühle für »Cameralia und Oeconomica«, die als Keimzellen moderner Wirtschaftswissenschaft angesehen werden können.⁵ Die neuen Fächer dienten zur Ausbildung

von Beamten, die eine erfolgreiche staatliche Wirtschaftspolitik zu betreiben im stande sein sollten; die bislang übliche juristische Schulung der Kameralisten genügte den Erfordernissen der Praxis nicht mehr. – Christian Wolff steht mitten im Kreis jener Männer, die diese Entwicklung maßgeblich beeinflussen. Er verband reiches theoretisches Wissen mit umfangreichen Kenntnissen in praktisch-technischen Fächern wie zum Beispiel Maschinenbau, Festungsbau, Hydraulik (ich verweise z. B. auf seinen 1717 erschienenen *Auszug aus den Anfangsgründen aller mathematischen Wissenschaften*). Es kann nach all dem nicht überraschen, daß in seinem Grundriß einer umfassenden Wissenschaftslehre auch die praktischen Künste einen angemessenen Platz finden. Die von ihm anvisierte Technikwissenschaft (»Technologia«) bleibt allerdings vorerst ein Wunschtraum. Noch fehlt es an den nötigen Vorarbeiten zur Verwirklichung des Programms. Als Gründe führt Wolff selbst an: die mangelhafte Ausbildung der »Künstler« (*artifices*) und das Fehlen wissenschaftlich fundierter Beschreibungen der »Künste«. In diesem Zusammenhang ist Wolffs Scheidung zwischen *philosophia* und *historia* der mechanischen Künste beachtenswert, also die Trennung der allgemeinen, theoretisch-naturwissenschaftlichen und mathematischen Kunstlehre von der angewandten und speziellen Kunstgeschichte. Das ist ein Gedanke, der erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder aktuell wird.

Schriften, in denen Handwerke, »Künste«, Gewerbe der verschiedensten Art beschrieben werden, erschienen bereits im 17. Jahrhundert in größerer Zahl als zuvor. Doch sie greifen nicht selten auf ältere, inzwischen gleichsam »klassisch« gewordene Texte zurück und spiegeln infolgedessen einen überholten Stand hinsichtlich der naturwissenschaftlichen, technischen und organisatorischen Entwicklung wider. Es gab da auch bestimmte bevorzugte Bereiche – solche, die auf eine lange Tradition zurückblicken konnten, wie etwa die »architectura« (im weitesten Sinne) –, während andere wirtschaftlich wichtige Gebiete vernachlässigt wurden; und noch immer war ein Teil der Schriften auf Lateinisch abgefaßt und erreichte damit nicht alle Interessenkreise. Die theoretische Unterweisung der künftigen Verwaltungs- und Wirtschaftsexperten an den neu eingerichteten Lehrstühlen für »Cameralia und Oeconomica« sowie die Lehre an den Stätten der Berufsausbildung für die Gewerbe erforderten jedoch in erheblich größerem Umfang geeignetes Lehr- und Anschauungsmaterial. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wächst die Zahl der Handwerks- und Fabrikenbeschreibungen rasch an, begleitet von den enzyklopädistischen Bestrebungen, die auf eine Bestandsaufnahme des gesamten Wissens der Zeit gerichtet waren und dabei auch die »niederen« Tätigkeiten einbezogen. Es wird berichtet, daß zum Beispiel Diderot und d'Alembert in die Produktionstätten gingen und sich an Ort und Stelle über die Arbeitsmaterialien, -geräte und -vorgänge unterrichten ließen.⁶ Dabei gab es eine Reihe von Schwierigkeiten zu überwinden. Zum einen galt es, die soziale und geistige Kluft zwischen den Gelehrten und den Handwerkern zu überwinden. Auf der einen Seite hielt man es eines Gelehrten für unwürdig, sich mit den »niederen« Arbeitsbereichen zu beschäftigen (möglicherweise hat Christian Wolff mit deren Aufnahme in die allgemeine Wissenschaftslehre zum Abbau solcher Vorurteile beige-

tragen), und man war auch keineswegs darauf vorbereitet, wie man die naturwissenschaftlich-theoretischen Kenntnisse in die fremde Praxis übertragen sollte. Auf der anderen Seite begegneten die Handwerker und Gewerbetreibenden den Gelehrten mit Mißtrauen. Die Zünfte hüteten aus Konkurrenzgründen sorgsam ihre Produktionsgeheimnisse. Teilweise schaffte erst die – auch aus anderen ökonomischen Gründen notwendig gewordene – Aufhebung der Zünfte die Vorbedingungen für brauchbare Fabrikationsbeschreibungen und einen breiteren Erfahrungsaustausch. Und schließlich darf nicht übersehen werden, daß die handwerklich Tätigen oft kaum in der Lage waren, verständig über ihre Arbeit Auskunft zu geben. Unter tausend Praktikern, heißt es im *Discours préliminaire* zur *Encyclopédie* (1751), sei kaum ein Dutzend imstande gewesen, »sich mit einiger Klarheit über die Werkzeuge, mit denen sie umgehen, und über die Arbeiten, die sie ausführen, auszudrücken. Wir haben Arbeiter gesehen, die seit mehr als vierzig Jahren arbeiten, ohne etwas von ihren Maschinen zu verstehen.«⁷ Das liegt meines Erachtens zum Teil darin begründet, daß die »Künstler« ihre jeweilige »Kunst« mehr durch Nachahmung und praktische Erfahrung erlernten als durch verbale Belehrung und theoretische Unterweisung.⁸ Ich schließe daraus, daß die Kommunikation am Arbeitsplatz und über die Arbeitsvorgänge damals noch weit weniger verbalisiert war, als wir es heute gewöhnt sind. Soweit aber »Professionalismen« gebraucht wurden, halfen auch diese bei dem Versuch, in die Produktionsvorgänge einzudringen, nicht viel weiter; denn da sie unreflektiert im Umgang mit den Arbeitsgegenständen erlernt worden waren, war ihre Verwendung und Bedeutung den Handwerkern so selbstverständlich, daß sie sie nicht näher zu erläutern vermochten, schon gar nicht in einer Sprache, die den von den Naturwissenschaften und der Theorie herkommenden Gelehrten verständlich gewesen wäre. Überdies waren die Kunstausdrücke keineswegs allen Werkstätten gemeinsam.

Trotz diesen Schwierigkeiten entsteht im Laufe des 18. Jahrhunderts ein sehr umfangreiches »Industrieschrifttum«, wie ich es summarisch nennen möchte, von unterschiedlichster Qualität, in Gestalt von Monographien, Sammelwerken und von Artikeln in den jetzt in größerer Zahl erscheinenden Periodika. Das ist jedoch nicht einfach als quantitatives Anwachsen von Fachliteratur zu beurteilen. In gewisser Hinsicht sind diese »Kunst«-Beschreibungen gar keine fachsprachlichen Texte in dem Sinne, daß sie Bestandteil fachlicher Kommunikation wären, vielmehr Berichte über Fachgebiete und deren spezielle Wortschätze, also Literatur über Fachsprachen. Die eigentliche fachliche Kommunikation unter den Produzierenden verlief zweifellos mündlich – damit also auch weithin mundartlich – und war wesentlich situativ bestimmt. Die »Verschriftlichung«, d. h. die systematische schriftliche Darstellung⁹, zwingt zu einer Verbalisierung, die weit über das hinausgeht, was in der mündlichen Kommunikation während des Arbeitsprozesses benötigt wurde; sie stellt die terminologischen Komponenten in neue Zusammenhänge und führt zu Reflexionen über den Sprachgebrauch, für die unter den Arbeitenden keine Notwendigkeit bestand. Hinzu kommen Stilelemente der schreib- und bildungssprachlichen, der Standardsprache angenäherten Textformulierung – einschließlich persönlicher, von der Sache her nicht geforderter Cha-

rakteristika – und solche einer wissenschaftlichen Abhandlung, die von der Sprache in der Praxis weit entfernt ist. Regionale Termine werden zum Teil durch überregionale ersetzt, oder es werden – sozusagen am grünen Tisch – neue, schreibsprachliche Bildungen eingeführt. Ein großer Teil des Industrieschrifttums besteht außerdem aus Übersetzungen und Berichten über ausländische Handwerke, Fabriken und Manufakturen, und daß dabei immer die fachsprachlich angemessenen Ausdrücke angewandt werden, dafür gibt es keine Gewähr, so daß dieser Wortschatz fachsprachhistorisch nicht ungeprüft hingenommen werden darf. Gleichzeitig wird auf diese Weise eine Menge fremdsprachlicher Fachausdrücke eingeschleust. Daran hat auch das über größere Wirtschaftsräume ausgreifende Interesse der Unternehmer und der Händler seinen Anteil, abgesehen davon, daß begierig Ausschau gehalten wurde, wie man sich schnellstmöglich in den Besitz der fortgeschrittenen Technik setzen kann. Aus den Naturwissenschaften dringen akademische und halbakademische Ausdrücke in die Beschreibungen der »Künste« ein; weiterhin beeinflussen wirtschaftstheoretische Überlegungen und Interessen der staatlichen oder unternehmerischen Verwaltung die Darstellung, und mit den Beschreibungen der Maschinen und ihrer Anwendung fließen auch Fachausdrücke der Hersteller und Konstrukteure, also aus der »Ingenieurssprache« mit ein. Aus dieser zunächst fächerbeschreibenden Literatur (den »descriptions des arts et métiers«) entwickelt sich mit der Zeit eine Fachliteratur sui generis, insofern sie nämlich als Arbeits- und Diskussionsunterlagen oder gar als Lehrbücher für die Ausbildung von Ökonomen für die staatliche Verwaltung und – gegen Ende des Jahrhunderts – für den Unterricht an »polytechnischen« Schulen herangezogen wurden. Sie wirkt auf die handwerkliche, mündliche Fachsprache zurück, gestaltet sie um und bildet zugleich eine neue Schicht oder Ebene fachsprachlicher Kommunikation. Schließlich ist auch nicht zu übersehen, daß sowohl durch die Veröffentlichung als auch durch die verbreiterte Berufsausbildung eine größere Zahl von Menschen – sei es auch nur oberflächlich – mit Sachverhalten und Ausdrücken bekannt gemacht wird, die ihnen vorher verschlossen waren, und daß auf diese Weise die Beziehungen zwischen den Fachsprachen und der sogenannten Gemeinsprache enger und vielfältiger werden.

Die Bewegung der Sammlung und vorläufigen Aufarbeitung industriellen und handwerklichen (technischen) Wissens hält das ganze 18. Jahrhundert über an. Neben zusammenhängenden Darstellungen stehen zahlreiche Lexika, die unter anderem auch professionellen Wortschatz zusammentragen und erläutern – ein Zeichen dafür, daß immer mehr Professionalismen in die öffentliche Diskussion vordringen und die Bürger vor Verstehensprobleme stellen. Zur Fachliteratur gehören diese Lexika natürlich nicht, sofern sie sich nicht auf die Wortschatzdarstellung eines ganz bestimmten Sachbereiches beschränken (»Onomatologien«), doch für die Erforschung des Einflusses der Fachsprachen auf die Gemeinsprache sind sie sicherlich nützliche Quellen. Ein Höhepunkt der deutschen fachsprachlichen Lexikographie im 18. Jahrhundert ist das achtbändige *Technologische Wörterbuch*, bearbeitet von Johann Karl Gottfried Jacobsson und Gottfried Erich Rosenthal, herausgegeben von Otto Ludwig Hartwig, Berlin 1781–1784 und 1793–1795. Mit